

Isolierte Kindheit

Wie waren deine Kindheit und Jugend?

Das war eine schwierige Zeit für mich, weil ich ab zwölf Jahren nicht mehr laufen konnte und auch nicht mehr in die Schule gehen konnte deswegen. Meine Eltern hatten eigentlich gedacht, dass ich mit zwölf oder dreizehn Jahren sterben würde. Da wusste man noch nicht genau, welche Art der Behinderung ich habe. Ich war bis zur vierten Klasse auf der Volksschule, wie das damals hieß. Meine Eltern haben gedacht, es lohne sich sowieso nicht mehr, mich danach noch aufs Gymnasium zu schicken. Aber ich hatte eine Patentante im Steigerwald auf dem Dorf, deren Vater war Dorfschullehrer und pensioniert. Da haben sie mich ein Jahr aus der Schule genommen, und dafür sollte mir der Dorfschullehrer den Stoff der fünften Volksschulklasse beibringen. Und dann gab es da noch die Nachbarn dieser Patentante, das waren Bauern. Die Bäuerin war total nett zu mir und hat mich immer mitgenommen, was meine Eltern nie gemacht haben. Die hatte damals zwei Töchter in meinem Alter, die sind in die Schule gegangen. Und ich bin immer zur Frau Marschall, wenn die Bauern auf Feld gefahren sind. Auf den Wagen bin ich noch alleine gekommen, das war mit neun, zehn, elf Jahren. Und längere Strecken hat mich die Bäuerin getragen. Ich habe auf dem Acker auch Kartoffelkäfer gesammelt und Unkraut gejätet. Aber ich habe mich in diesem Jahr auf dem Land auch sehr ausgegrenzt gefühlt: Meine Familie hat Urlaub gemacht ohne mich, und das hat mich sehr geschmerzt. Die sind zur Weltausstellung nach Brüssel gefahren oder nach Italien. Und ich war nur der Klotz am Bein, weil ich nicht gut laufen konnte.

Hoffnung auf Wunderheilung

Hat man erwartet, dass du dafür Verständnis hast?

Das weiß ich nicht. Mein Vater war ja Neurologe an einer Klinik. Der hat immer gesagt: „Die Medizin findet noch etwas.“ Aber meine Mutter hatte einen Hang zu diesen katholischen Inszenierungen. Ein für mich sehr traumatisches Ereignis war es, als meine Eltern

mit mir und meinen Geschwistern nach Lourdes gefahren sind, weil meine Mutter gedacht hat, vielleicht passiere ja ein Wunder. Ich war so aufgeregt, dass ich nun geheilt werden würde, dass ich hohes Fieber bekommen habe ...

Wie alt warst du da?

Etwa neun. Man muss sich vorstellen: Vor den beiden Kirchen in Lourdes lag ein riesiger Platz, da wurden die Alten und Siechen in ihren Rollstühlen oder Bahren hingestellt, in ganz langen Reihen, und es war brütend heiß. Der Priester und die Messknaben kamen vorbei und haben Gebete gemurmelt und Weihrauch geschwenkt, das war ziemlich schrecklich. Und dann sind wir zu dieser Grotte. Dort hingen lauter Krücken von den geheilten Menschen, die waren vom Rauch der brennenden Kerzen schon geschwärzt. Dann musste man in diesem heiligen Wasser baden. Dafür gab es Badebaracken mit kleinen Badezimmern für Männer und für Frauen. Meine jüngere Schwester, die auch behindert ist, aber schon immer besser laufen konnte als ich, wurde von mir getrennt. Ich wurde auch in die Badewanne gehoben. Das Wasser war eiskalt, es war ja Gebirgswasser. Man wurde dreimal unter Wasser getunkt und dann am Kopf rausgezogen und musste jedes Mal zwischendurch eine Gipsmadonna küssen, die am Wasserhahn angebracht war. Das war, als wenn du ertränkt werden sollst. Jedenfalls hat das alles nichts genutzt, meine Schwester und ich blieben beide weiterhin behindert.

Drei Mal hat mich meine Mutter zu angeblichen Heilern gebracht: Als kleines Mädchen zu einem alten Mann, der meine Handlinien gelesen hat. Dann als 14-Jährige zu einem Antiquitätenhändler, der gesagt hat, er habe die Gabe zu heilen. Er bei uns in der Wohnung die Jesusworte gesagt "Steh auf und wandle", und ich habe mich im Rollstuhl aufgerichtet. Er hat mir die Hand auf die Stirn gelegt und mich mit Cognacatem angehaucht, aber ich bin halt nicht gewandelt. Da hat er mich angebrüllt. Ich sei zu widerspenstig zur Heilung. Das hat mich schon sehr mitgenommen. Und weil mein Vater ja immer gesagt hatte, die Medizin finde noch was, habe ich mir jahrelang ein Nachthemd aufgehoben für die Klinik, wenn die Medizin was findet. Das war himmelblau mit einer Borte aus weißen Spitzchen und rosa Röschen. Aber mit 18, 19 Jahren habe ich beschlossen: Das wird nichts mehr. Ab da habe ich das Nachthemd endlich getragen.

Erzwungener Verzicht auf Schulbildung

Also warst du ab zwölf Jahren praktisch immer nur zu Hause?

Ja, aber das Jahr zuvor war ich noch auf dem Land, wo ich nichts gelernt habe. Keinen Schulstoff.

Obwohl ja ein Lehrer da war, aber der hat dir nichts beigebracht?

Ja, ich wollte nicht. Ich war lieber bei den Bauern, weil die mich so akzeptiert haben, wie ich war. Ich habe mitgegessen, ich durfte mit in den Stall, und wenn die Ferkel geboren wurden, musste ich die Bäuerin rufen. Es war wirklich anders als zu Hause. Der pensionierte Lehrer hat mir Geschichten erzählt, aber den Schulstoff wollte ich nicht. Und dann kam ich zurück in die sechste Klasse und habe das Bruchrechnen nicht kapiert. Da war ich dann schon in der Pubertät. Meine ganze Familie hat sich bemüht, aber es war wie verhext, ich hatte da so etwas wie eine Lernhemmung. Irgendwie habe ich die sechste dann doch geschafft, aber die siebte nur noch halb, denn dann bekam ich so eine Art Rheuma und konnte nicht mehr laufen. Da hat mein Vater beschlossen, dass ich nicht mehr in die Schule gehen muss, da war ich zwölf. Einerseits war ich froh, dass ich mich nicht mehr plagen musste, andererseits habe ich es meinen Eltern später jahrelang übel genommen, aber letztlich kann ich es gut verstehen: Es gab damals ja noch keine Behindertentaxis, und mein Vater war Chefarzt und musste seine zwei gehbehinderten Töchter in die Schule fahren und mittags wieder abholen. Oft musste ich eine Stunde oder länger vor der Schule warten, weil er nicht einfach aus der Klinik weg konnte. Meine Mutter hat dann gesagt: Du bist schließlich eine höhere Tochter, deine Schwestern kümmern sich später um dich. Das war für mich ein ganz furchtbarer Satz. Die Schulkameradinnen haben mich auch nicht besucht, ich war da sehr ausgegrenzt. Ich habe dann als Zwölf-, Dreizehnjährige – meine Mutter war immer kränklich – mich überwiegend um den Haushalt gekümmert. Und ich habe sehr viel gelesen und meine Schwestern Vokabeln abgefragt.

Versteckte Existenz

Wenn Besuch kam, habe ich mich geschämt, dass ich behindert bin und habe mich versteckt. Für mich war auch ganz schlimm, dass die nichtbehinderten Schwestern Nylonstrümpfe gekriegt haben und Tanzunterricht hatten und zum Reiten und Fechten gegangen sind. Und sie haben die ersten Flirts gehabt. Das alles war für mich furchtbar, ich habe viel geweint. Die Wohnung meiner Eltern war im ersten Stock ohne Aufzug, damals konnte ich noch die Treppe rauf und runter rutschen und auch alleine in den Rollstuhl. Ich bin ganz selten aus dem Haus, mit ins Kino, Theater, Konzert. Schrecklich war auch, dass meine Mutter den Priester nach Hause geholt hat für die Beichte. Dann wusste ich nie, was ich beichten soll und habe halt Sachen erfunden.

Wenn meine Eltern Besuch hatten, durfte ich mich abends eine Stunde dazu setzen, da war ich so zwischen vierzehn und neunzehn.

Der erste Rollstuhl

Wie lange hast du zu Hause gewohnt?

Bis 21. Aber schon mit 14 konnte ich kaum noch gehen und bin nachmittags, wenn das Wetter schön war, runtergerobbt. Unten hatte ich dann einen Roller. Da habe ich mich hinten draufgesetzt und mit den Füßen ein bisschen abgestoßen. Und weil ich so dick war – ich habe so gern gegessen – ist der Roller durchgebrochen. Ich habe mich dann, immerhin als vierzehnjähriges Mädchen, zu den kleinen Nachbarskindern in den Sandkasten gesetzt, damit ich nicht so alleine war. Aber als mein Vater eines Tages den Rollstuhl gebracht hat, ist echt eine Welt zusammengebrochen.

Hattest du da noch geglaubt, dass du geheilt werden könntest und dann keinen Rollstuhl brauchst?

Nein, trotzdem schien mein Schicksal jetzt besiegelt: Ich werde nie mehr geheilt. Nie-

mand liebt mich mehr. Ich bin völlig ausgegrenzt, denn: Behinderte guckt man eh blöd an und findet sie doof. Ich hatte ja auch kaum Schulbildung. Wenn ich Rechtschreibfehler gemacht habe, hieß es: "Ach wie süß." Und das mit 15, 16. Das war so erniedrigend.

Telekolleg als Tür nach draußen

Der Freund meiner Schwester war ziemlich intellektuell und hat sich mit mir auch über Literatur unterhalten. Der hat immer gesagt: "In der Dinah, da steckt was, die ist intelligent." Das hat mich aufgebaut. Man muss sich vorstellen: Immer zu Hause, immer nur das Leben durch die Schwestern mitbekommen. Und als ich 18 war, gab es plötzlich das Telekolleg.

Das war im Jahr 1967.

Ja. Da habe ich gesagt: Das will ich machen. Und meine Eltern haben mich dabei unterstützt. Die Unterrichtsmaterialien hat man per Post gekriegt, die Sendungen gab es im Fernsehen, aber alle drei Wochen musste man in die Bayreuther Berufsschule. Das erste Mal war abartig. Da waren ungefähr 100 junge Erwachsene, die die Mittlere Reife nachholen wollten. Ich hatte damals einen Rollstuhl, der hatte hinten keine hohen Reifen, der war zum Schieben für die Begleitperson. Und wenn ich mich selbst fahren wollte, musste ich mich zu den Reifen hinunterbücken. Mein Vater hat mich in die Mitte der Aula gestellt, die 100 jungen Leute blieben außen am Rand, und hat zum Direktor gesagt: "Das ist meine Tochter. Kümmern Sie sich um sie. Wann soll ich sie wieder holen?" Ich habe mich so geschämt. Aber dann hat sich ein Mädchen vom umliegenden Dorf, das in der Fabrik Schürzen genäht hat, neben mich gesetzt. Mit der habe ich mich dann auch befreundet.

Was für Fächer hattet ihr da?

Mathe, Deutsch, Physik. Plötzlich war auch das Bruchrechnen kein Problem mehr. Physik, Englisch und Deutsch haben mir Spaß gemacht. Nach drei Jahren war die Ab-

schlussprüfung. Und ich war ja so schrecklich schüchtern und dachte: Das schaffe ich sowieso nicht – und habe mitten in der Prüfung aufgehört zu schreiben. Da kam ein Lehrer zu mir und hat gesagt: „Mach doch weiter, es ist alles gut soweit.“ Da habe ich weitergemacht und hatte dann Mittlere Reife. Das hat mir Auftrieb gegeben.

Vom Elternhaus in die Selbständigkeit

Ich habe mich zwar nicht getraut, wie meine Schwestern Abitur zu machen, denn ich wusste schon, dann kommt dieser Satz: "Du bist eine höhere Tochter, deine Schwestern werden später für dich sorgen." Aber ich habe gesagt: "Ich will jetzt Sprachen lernen, dann kann ich bei uns zu Hause Kindern Nachhilfeunterricht geben und Geld verdienen." Da haben dann meine Eltern für mich eine Fremdsprachenschule in Bayern gesucht. In Füssen haben sie eine gefunden mit dem Internat im Schulhaus und ebenerdigen Zimmer. Da bin ich dann mit 21 nach Füssen.

Das ist ja weit weg.

Ja. Ich habe das durchgezogen. Ein Jahr Englisch, Fremdsprachenkorrespondentin, aber ohne Schreibmaschine wegen meinen Händen, und dann Französisch. Da waren ja lauter Mädchen, die jünger waren als ich. Die hatten immer Flirts. Und meine Mutter hat immer gesagt: Jungs sind nichts für dich. Schlag dir das aus dem Kopf. Das habe ich auch brav gemacht. Aber die ganze Zeit dort hat mein Selbstbewusstsein gestärkt. Ich wollte hinterher weitermachen. Dann haben meine Eltern hier an der Universität Erlangen das Institut für Fremdsprachen und Auslandskunde gefunden. Das hat aber fünf Stufen. Und in derselben Straße hat meine Mutter ein Zimmer im Souterrain für mich gefunden, dort habe ich dann ein paar Jahre gewohnt. Es gab noch einen anderen Untermieter, einen Theologiestudenten, mit dem hatte ich ein bisschen Kontakt. Sonst war ich auch im Fremdspracheninstitut ziemlich isoliert.

Der erste „E-Rolli“ – und die erste Rollstuhlrampe

Da muss ich noch etwas erzählen: Es gab am Institutseingang ja diese fünf Stufen. Und nun hatte mein zukünftiger Schwager noch von seinem verstorbenen Großvater einen Elektrorollstuhl und mir den weitervererbt. Dieser Rollstuhl hatte eigentlich keine Bremse, sondern nur so einen Hebel, der auch rausfiel. Da fuhr ich dann schon in Bayreuth mit diesem Ding durch die Gegend, und das habe ich auch mit nach Erlangen genommen und dort im Fremdspracheninstitut hinten im Schuppen deponiert. Dann habe ich mich vorne an die Treppe gestellt und vier Frauen abgefangen oder zwei Männer, damit ich umsteige auf den normalen Rollstuhl und die mich hoch tragen. Im Klassenzimmer saß ich dann aber hinten und war dort ziemlich isoliert, weil alle irgendwie Angst vor mir hatten – meine Behinderung könnte ja ansteckend sein. Bis sich eine Frau neben mich gesetzt hat, die war schon Ende zwanzig und hat gesagt: „Komm, wir besuchen lieber die Sprachkurse an der Uni, da kann man Gasthörer sein und da lernen wir mehr.“ Sie hat für mich einen Weg zur Uni ausgekundschaftet, nämlich über das dahinter liegende Theater, dort gab es eine Rampe. Sie selbst musste durch die Kellerflure der Uni und mir die Türen öffnen. So haben wir das gemacht. Das war auch der Anlass, dass die Uni meinerwegen die erste Rampe gebaut hat.

Neues Selbstbewusstsein: Soziales Leben wagen

An der Uni gab es außerdem die English Dramatic Society. Das war eine Theatergruppe aus deutschen und englischen Studierenden, die haben eine Souffleuse gesucht. Und da ich Theater liebe, habe ich gedacht: Da gehst du jetzt hin, soufflieren kannst du alle Male. Ich habe dann angefangen, meine Behinderung bewusst einzusetzen. Ich habe mir gedacht: Die trauen sich nicht, mich wieder rauszuekeln. Und so war es auch. Von da an wurde ich selbstbewusster. Nach den Proben sind wir immer in irgendwelche Gaststätten oder Kneipen, und wenn da Stufen waren, haben sie mich einfach hochgetragen. Dass die mich mitgenommen haben, das war für mich so schön. In dem Fremdspracheninstitut war es anders: Die Frau, die mich an die Uni gelockt hatte, war eine junge Mutter, die hatte keine Zeit für mich. Und die anderen waren mit ihrem eigenen

Leben beschäftigt, die wollten nicht so viel mit mir zu tun haben. Als es dann nach zwei, drei Jahren aufs Examen zulief, habe ich mir gedacht: Jetzt suchst du dir eine Lerngruppe, die werden sich nicht trauen, nein zu sagen, und habe mir die drei Nettesten rausgesucht und gefragt. Wir haben dann in meinem Zimmer gelernt, und ich habe dann auch Leute aus anderen Kursen in mein Zimmer eingeladen. Meine Wirtin hat sich mächtig aufgeführt: "Das geht nicht, die sitzen meine Stühle durch, die latschen den Teppich runter ...". Aber ich war so froh, dass ich Kontakt hatte, dass andere endlich auch zu mir kamen! Dadurch habe ich noch mehr Kontakte gekriegt, und so habe ich auch die Schwester vom Wolfgang kennengelernt, Sissi.

Von anderen lernen: Machen statt träumen

War die auch an der Uni?

Ja, die hat Jura studiert. Konnte noch laufen mit Anfang 20. Zuerst bin ich ihrer Freundin in der Stadt begegnet, die hat mich angesprochen und gesagt: „Ich habe eine Freundin, die kann schlecht laufen, die könntest du mal besuchen. Hier ist ihre Telefonnummer.“ Ich durfte bei meiner Wirtin aber kein Telefon haben. Wenn ich telefonieren wollte, musste ich eine Studentin ansprechen, dass die mir in einer Telefonzelle Geld einwirft, den Hörer herausreicht und die Nummer wählt. Also gut. Sissis Eltern haben fast 90 Kilometer entfernt gewohnt, ähnlich weit wie meine Eltern, aber Sissi war ganz anders erzogen als ich: Selbstbewusst. Die hat mit Freundinnen gewohnt, die ihr auch bei der Körperpflege helfen und für sie kochen sollten. Sie konnte zwar kaum die Arme heben, aber sie konnte ein bisschen laufen. Ich weiß noch, wie Sissi in so einer Art Gruppenraum auf dem Sofa saß, um sie rum mindestens drei männliche Studenten. Einen hat sie mir vorgestellt und hat gesagt: "Das ist der Hermann, den heirate ich mal." Da habe ich gedacht: Boah, die traut sich was. Die stellt dir einfach einen Mann vor. Und ich traue mich noch nicht einmal, einen anzugucken oder in Betracht zu ziehen. Da war ich total fasziniert. Und Sissi hat kommandiert und alle sind gesprungen. Aber sie hat es nett gemacht und sehr intelligent.

Suche nach einer eigenen barrierefreien Wohnung

Das war die erste Frau, die ich in Erlangen besuchen konnte, alle anderen, Frauen oder Männer, kamen ja nicht in Frage, weil da immer Stufen waren. Es wurde auch zusammen gekocht und Musik gehört und gescherzt. Aber meine Wirtin hat immer mehr Schwierigkeiten gemacht, weil ich nun Besuch hatte. Die hat mir dann gekündigt. Sissi hat gesagt: „Wir suchen ein Zimmer für dich. In Erlangen gibt es so viele Barockhäuser, die sind ebenerdig und haben keine Stufen.“ Wir zwei Frauen haben dann in unseren Rollstühlen an den Türen geklingelt, und Sissi hat das Sprüchlein aufgesagt: "Haben Sie nicht ein Zimmer für meine Freundin? Die braucht ein Zimmer, ebenerdig." Die Leute waren so geschockt – zwei Frauen im Rollstuhl! Die haben oft gar nicht zugehört, sondern gleich gesagt: "Wir geben nichts". Die dachten, wir wollten betteln. Da hat Sissi gesagt: „Wir gehen jetzt zur Zeitung.“ Dann sind wir zur Zeitung und zu den Pfarrern. Dann haben die Pfarrer von der Kanzel herunter gesagt: "Eine behinderte junge Frau sucht ein ebenerdiges Zimmer." Es kamen auch Angebote, aber die gingen nicht, weil es doch immer eine Stufe zu hoch war oder es war zu eng oder ich bin nicht ins Bad gekommen. Darauf Sissi: "Jetzt gehen wir zum Oberbürgermeister (OB). Es gibt so ein Gesetz in der Gemeindeordnung, dass die Kommune sich um die behinderten Mitbürgerinnen kümmern muss." Ich hatte eine Angst, aber Sissi hat gesagt: "Ich rede, du brauchst bloß mitzugehen." Im Rathaus vor dem Amtszimmer war ein Sofa, und darauf saßen der damals relativ junge Oberbürgermeister und sein Wohnungsreferent. Wir rollten auf die zwei Männer zu und man hat wirklich gesehen, wie sie immer kleiner wurden. Die hatten Angst. Und dann sind sie aufgesprungen – und waren wieder größer. Sissi hat ihr Sprüchlein vorgetragen, und da hat der Referent gesagt: "Ja, wir haben da so ein Projekt. Das wird vom Bund, vom Land und von der Stadt unterstützt und ist ein Modellprojekt. Aber dafür sind Sie noch viel zu jung, das ist für Senioren und Behinderte. Er wolle sich aber darum kümmern. Und das wurde dann die Wohnung, in der ich jetzt noch wohne.

Die Studenteninitiative STIP

Und durch diesen Kontakt zu Sissi damals, so 1975, und durch die Uni, die meinetwegen die Rampe angebracht hat, haben wir gemerkt: Wir müssen und können was tun. So entstand die erste Behinderteninitiative: Die Studenteninitiative STIP in Erlangen. Das war 1977.

Kannst du dich noch daran erinnern, wann du das erste Mal “Selbstbestimmt Leben“ oder Selbstbestimmung oder so was gehört hast?

Nein. Aber ich weiß noch, bei der STIP, da gab es etwas, was mich sehr geärgert hat. Ich war im Vorstand, aber die Protokollführerin und noch jemand anderes waren Nichtbehinderte. Und wenn es darum ging, Briefe zu schreiben an den Unikanzler und Gespräche mit ihm zu führen, hat der Volker immer gesagt: “Das mache ich, das geht schneller. Das ganze Büro ist eben im ersten Stock, da kommst du nicht hin.“ Das hat mich wahnsinnig geärgert, weil ich gedacht habe: Im Prinzip können die auch nicht mehr als wir. Die sind zwar Studenten, aber nicht viel klüger. Da habe ich auch beschlossen, dass ich kein Abitur mehr brauche. Aber mich hat geärgert, dass die Studenten Gesprächsführung und Briefeschreiben üben können, denn das ist ja reine Übungssache, und dass uns diese Möglichkeit vorenthalten wurde.

Das Zentrum für selbstbestimmtes Leben (ZSL)

Also habt ihr im Prinzip auch Selbstbestimmt Leben erfunden. Ihr brauchtet das gar nicht von anderen zu hören, ihr habt aus euren eigenen Erfahrungen eure Schlüsse gezogen.

Deswegen war eine ganz strikte Verfechterin auch dafür, dass beim ZSL (Zentrum für selbstbestimmtes Leben, Anm. d. Red.) nur die Behinderten Stimmrecht haben und Stellen und Posten haben sollten. Wir haben dann erbitterte Kämpfe geführt, denn es gab eine ganze Fraktion, die gesagt hat: Das können wir doch den Nichtbehinderten nicht antun, wir brauchen die doch. Damals fing das an mit unseren Treffen, 1977: Ich wusste, dass es drei oder vier Studenten gab, die gehbehindert waren, und ich wusste, welche Autos die hatten. Denen habe ich Zettel an die Windschutzscheibe gesteckt. So ha-

ben wir uns getroffen. Mit denen bin ich immer noch befreundet. Das war eine wirklich wilde Zeit. Wir haben gewusst, dass wir etwas tun müssen für barrierefreie Wohnungen. Und dass die Uni zugänglich werden muss, denn die Rampe dort war zu steil. Da bin ich runtergerutscht mit dem Rollstuhl und habe mich am Fuß verletzt. So fing das an: Erst Uni-Kontakte und dann Stadtkontakte.

Vielen, vielen Dank für das Interview!